

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 1 — Sonntag, den 5. Januar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Ueber die Grenze in das neue Jahr

sind wir gegangen: Wir alle, unsere Leser und auch unsere Erzgebirgischen Heimatblätter, die da Wegbegleiter sein wollen den vielen Tausenden von Lesern im weiten Erzgebirge. Wie fein vorsichtig man da geht und ausspäht in das neue Land, in das wir nun jetzt hineinschreiten. Viel Glück und Segen wünschen wir uns auf diesem Weg ins neue Jahr und wir wünschen es auch allen unseren Lesern, daß dieses Jahr 1936 ein rechtes Jahr voll Gottes Segen werden möge. Neuland vor uns: das ist, als wenn wir die ersten Fußtapfen eindrücken auf ein weißes unberührtes Schneefeld. Immer, wenn der Schnee über den Bergen unserer erzgebirgischen Heimat liegt, ist ja die Welt überirdisch schön. Die Welt in Weiß — so schreibt ein

Schriftsteller von der Winterspracht. „Es ist alles von der keuschen Pracht einer Jenseitswelt überflutet, milchstraßenhaft flimmert der letzte Winkel. Das große Fest der Feen und Elfen scheint gekommen. Jeder Schritt in die Welt ist voll neuer Ueberräuschungen, wie sie nur der Winter, der große, uner schöpfliche Fabulierer in Weiß, bejahren kann. Nur noch im Märchenland gibt es ähnliche Begriffe und Geheimnisse. So unirdisch ist alles verwandelt, wie sich die Welt wohl auf dem Winterstern Sirius offenbaren mag. Finsternis und Regenschauer drücken auf das Gemüt. Schnee aber befreit, macht leicht, weiter das Herz und gibt frischen, gesunden Atem. Schnee verzaubert eine ganze Welt. Die alte Brunnenpumpe im Hof hat sich einen Hermelinmantel

umhängt und beherrscht mit unnahbarem Adel ihren Platz. Die Pfosten des Gartenzauns tragen hohe Zipselmützen, die Zweige der Fichte drohen wie mit Eisbärenzagen, und die Dächer sind schier wie die Lebkuchendächer

des Knußperhäuschens. Wuchs und Antlitz der Dinge haben einen Abglanz des Unwirklichen, des Ueberirdischen.

Ueber den Fluren der weiten, freien Landschaft liegt ein Rätselhauch uralter Wunder, — Wunder von einer Größe und Macht, wie sie vor Jahr-millionen die Welt mit aufgebaut haben mögen. Schnee macht neue Menschen!“ Ja, so ist es wohl — neue Menschen sollen und wollen wir werden und die weihnachtliche Winterpracht unseres Erzgebirges, das ja selbst auch Grenzland ist, soll uns jetzt eine stille



Predigt halten von dem Geheimnis unseres Lebens, in dem es ohne Gott keine Ruh und keine Rast gibt. Was plagten sich die Menschen mit ihren Wünschen und Wünschäften, was philosophieren sie über das Land diesseits und jenseits der Grenze. Schritt für Schritt schreiten sie vorwärts, wie der Jägersmann auf unfreiem Bilde, der da vorsichtig Auschau hält in den Bergen. Ganz allein geht er des Weges und ganz allein müssen auch wir diesen Weg über die Grenze gehen, nicht einer, auch unser allernächster Mitmensch, geht diesen Weg mit uns. Ja, über die Grenze müssen wir ganz allein — aber wissen wir nicht aus unserem irdischen Leben, daß nur ein froher Glaube zum Ziel führt, wissen wir nicht, daß nur dort der Weg zum Ziel führt, wo auch ein Wille ist. Niemand

weiß im voraus, ob das gelingen wird, was er beginnt, und auch das vergangene Jahr wird manch unerfüllte Hoffnungen noch zurücklassen, aber es war doch ein Jahr des Aufstieges, weil der Glaube im Volke lebte und dieser Glaube allein muß auch in uns persönlich leben, der Glaube an den Vater im Himmel. Wir haben doch auch nicht gezögert, als wir noch Kind waren, dem Vater zu folgen; sind wir nicht mit ihm gegangen und haben uns an seine Hand geklammert, weil wir eben wußten, daß er uns schon führen und schützen wird. Seht solchen Glauben, wie wir ihn im Menschenleben ganz instinktiv vorgezeichnet bekamen, verlangt eben auch der Vater im Himmel von uns und wohl dem, der sich zu diesem Glauben hindurchgerungen hat, ihm allein wird Frieden und wird eine stille innerliche Freude, wie sie eben nur christlich gesinnten Menschen hell aus den Augen leuchtet; sie tragen die Sonne im Herzen auf allen Wegen, die da über die Grenze führen in das unbekannte Land, durch das wir Menschen schreiten Jahr um Jahr, bis wir am Ziele sind. Der Weg führt durchs dunkle Erdenleben mit seinen tausend Fragen und unergründlichen Problemen, aber er führt in Gottes Vaterhaus, von dem wir ausgingen und zu dem wir eingehen werden; darin allein liegt das Geheimnis unseres Lebens. Lassen wir einmal einen unserer Mitmenschen — einen federgewandten Schriftsteller, Ernst Wiechert*) zu uns sprechen. Wie schreibt er wunderbar von seinem eigenen Leben:

„Ich weiß nicht, wo die Quellen meines Blutes aus dem Nebel der Vergangenheit steigen. Ich weiß nicht, ob Träumer oder Helden sich über ihren Rand gebeugt haben, Schweigsame oder Redselige, Helfer oder Zerstörer. Ich weiß nur, daß sie irgendwo in den östlichen Wäldern zerrinnen. Die Geschichte kündet nicht von ihnen, die Sage nichts, die Bücher der Bösen nichts. Sie haben im Schatten gelebt.“

Ich weiß, daß mein Vater ein stiller Mann ist, mit mancher verschütteten Sehnsucht in seiner Brust. Daß meine Mutter eine schwermütige Frau war, die das dunkle Kleid ihres Lebens freiwillig von ihren Schultern tat, als der Krug ihrer Tränen gefüllt war, daß ich ein stilles Kind war, von einer leisen Trauer beschattet. Ich erinnere mich meiner kleinen Oberstube im Forsthaus, mit dem grünen Racheisen, und des Rauschens der hohen Tannen im Garten, das über meinen uferlosen Träumen stand. Ich erinnere mich, daß ich stundenlang lauschte, ob meine Mutter unten weinz, bevor ich einschlief. Daß das Spiel der ersten Flöte, die ich hörte, mich zu Tränen ergriff und das erste Orchester mich erschütterte, als habe Gott den Vorhang zerrissen und mich an sein Herz genommen.

Ich erinnere mich, daß ich viel geweint habe, über eignes Leid und über fremdes Leid. Wenn ich die Kühe hüten mußte und die Bremsen die Herde in alle Winde sprengten. Wenn Bürgers „Lenore“ mich eine ganze Nacht kostete, oder wenn das junge Geflügel sich verlaufen hatte und klagte.

Aber es ist mir, als ob die Flügel der Sehnsucht von Kind an über mir gerauscht hätten. Ich sehe mich auf einem Waldweg stehen, zwischen jungen Kulturen, Tag für Tag viele Sommer lang, um den Fischadler zu sehen, der immer um dieselbe Stunde von unserem See nach seinem Horst flog, einen Fisch in den Fängen, und der seinen unendlich klagenden und einsamen Schrei herniederwarf in meine Seele. Ich sehe mich, Abend für Abend auf einen Berg in unseren Wäldern steigen, von dem man über ein grenzenloses Heiligtum von Wipfeln bis weit hinter den Wald sehen konnte, wo der Abend versank. Ich faltete die Hände, und das Herz war mir unsäglich schwer nach etwas Großem, Leuchtendem, Unendlichem.

Weihnachten war und die erste Drossel, des Jagdhorns Klang im herbstlichen Wald und der Schrei der Wildgans über ver-

schollener Zeit. Und in den Sommernächten, wenn ein später Wagen fern über die Waldstraße fuhr und der Knecht ein trauriges Lied sang, vom Echo wiederholt und vom hohen Monde beglänzt, stand ich am Fenster gleich einem Kind im Zauber und hob die Hände auf. Eine Stimme rief, und meine Seele, in jener frühen Ekstase der Hingabe, hing im blauen Raum wie ein Vogel über dem Rätzel der Ferne.

Menschen, Dinge und Ereignisse gingen nur mit leisen Füßen durch meine Welt. Tiere waren Brüder — o mein geliebter Kranach, der du an meinem Herzen schließt! —, Blumen waren Geliebte, und der Wald war mein Haus. Geheimnis war in ihm und Wunder, Grauen und Süße, Sehnsucht und Geborgenheit, Sprache und Schweigen, Zeit und Ewigkeit. Es war ein Wald, in dem der Adler horstete und der Uhu schrie, er hatte nicht Anfang und nicht Ende, und selbst der Wolf war kein Fremdling in seinem Reich. Er war der Urgrund der Dinge, aus dem die Sonne stieg und der Silberglanz der Sterne, aus dem Mensch und Tier sich hoben, Engel und Dämonen, der Feuermann und die Schöne mit den sieben Schleiern. Er speiste mich und tränkte mich, er wuchs in mein Blut, wie eine Mutter in das Blut ihres Kindes wächst. Sein Gutes ist mein Gutes, sein Böses mein Böses, seine Wildheit meine Wildheit, seine Trauer meine Trauer, und ich bin ihm verfallen für Leben und Sterben.

Als ich elf Jahre alt war, stieß man mich aus dem Paradiese. Schule kam und Universität. Auseinandersetzung mit der Welt, mit Gemeinschaft, Autorität, Dogma, Schablone, Kultur, Zivilisation. Die Passion des Menschen begann. Sie bildeten und zerstörten, formten und zerbrachen, machten wissend und entheiligten, lockten und schändeten, predigten und lästerten. höhnten und geißelten, und zuletzt richteten sie das Kreuz auf.

Aber ich spottete ihrer, denn ich beugte mich nicht. Ich hatte die Ekstase und das Lächeln des Schwärmers. Ich hatte gegrübelt und Gedichte gemacht. Ich rüttelte an ihren Götzen und hob die Arme nach meinem Adler. Sie verschütteten mich, aber das Gras bebt über mir. Ich hatte Beruf und Einkommen, Glück und Heim. Aber in den Nächten tastete die blasse Hand aus den Wäldern der Kindheit leise an mein Fenster, und die Stimme der verschollenen Zeit flüsterte gleich der Stimme eines Sterbenden: „Was schläfst du? Weshalb wachst du nicht?“ Und ich verhüllte mein Angesicht. —

Und der Krieg kam, und ich lebte die Geschichte eines Namenlosen. Ich war Jedermann. Ein Tier in den Höhlen des Niemandslandes. Blut und Erde auf der Stirn, die Gott liebte und das Tier, die Blumen und das Lied der Flöte im Abendglanz. Das Gesetz ergriff mich, und ich tat, wie das Gesetz es befahl. Die Passion beugte mich, aber sie zerbrach mich nicht. Auch unterlag ich wie jedermann den Hypnosen und Berausungen, den Illusionen und Idolen.

Der Friede kam, und als ein Friedloser ging ich in ihn hinein. In den leeren Raum der vier blutigen Jahre stürzten sich gleich Stürmen Zweifel und Empörung, Lästerung und Krampf, Hingabe und Zerfetzung. Die Gründe wankten. Das Leid der Erde hob sich zum erstenmal vor das Erschauen des inneren Gesichtes. Als der Krieg der Völker zu Ende war, begann mein eigener Krieg. Gott stand im Felde, und ich rang mit ihm. Der „Wald“ wurde geschrieben und der „Totenwolf“. Sie wurden mir Schmerzen geboren, und es ist nicht recht, ihrer zu spotten. Sie haben mein Blut getrunken, und das Wilde der Waldgeschlechter funktelt aus ihren Augen.

Aber der Sturm ihrer Schöpfung ließ mich ohne Glück. Denn im Hasse ist kein Glück. Ich ging in die stillen Kammern meiner Seele und setzte mich an Gottes Herdfeuer und besprach mich mit ihm. Und das Leben meiner Seele verwandelte sich. Ich grub bis an die Wurzeln meines Lebensbaumes, furchtlos in seiner Unterwelt. Aber dann lauschte ich lang und still. Und als ich wieder aufstieg zu den Lebenden, zerbrach ich die Dinge meines Geistes. Ich verbrannte meine Häuser und wurde ein anderer Mensch. Der Knecht Gottes begann in die Rüstung zu gehen. Ich schrieb das Buch meines neuen Lebens.

*) Ernst Wiechert, der Verfasser der in unserer Betrachtung eingestrichenen Lebensdeutung, wurde kürzlich mit dem „Literaturpreis der europäischen Zeitchriften“ ausgezeichnet. Seine neueste Novelle „Der Schnitter im Mond“ erschien in „Westermanns Monatsheften“. Sie an schongeistiger Literatur so reich sind, daß wir sie hier auch unseren Lesern an dieser Stelle nur bestens empfehlen können.

Ich war nun sehr einsam, ein Narr und ein Empörer. Menschen wendeten sich von mir, Freundschaften zerglitten, Hoffnungen erstarben. Die Jugend liebte mich, aber die Welt hob langsam den Schild, und es war mir, als sei es an der Zeit, den Helm fester zu binden für die Bekennung meiner Seele.

Und dann sandte Gott mich in die große Passion. Er schlug an den Deckel meines Sarges, daß ich aufstünde und wandelte. Das Schicksal warf sich über mich, und ich rang um mein Leben. Nicht mehr zerbrach ich die Dinge meines Geistes, sondern die Dinge meines Lebens. Ich erkannte, was Gott mit mir wollte, und ging zu ihm. Sie warfen sich über mich, aber ich ging zu ihm. Sie ächteten mich und verfolgten mich, aber ich ging zu ihm. Gemeinschaften stießen mich aus, die Gerechten und die Ungerechten. Ich ging aus meinem Vaterlande und aus meiner Freundschaft, aber ich ging zu ihm. Leid ging von mir aus

und Tränen, aber ich ging zu ihm. Und hinter meinen Erschütterungen rauschen schon die Wälder meiner Kindheit, in denen er wohnt.

Was soll ich noch sagen von meinem Leben? Man ruft mich und ich folge. Man wartet auf mich und ich komme. Man klopft an und ich öffne. Ich bin bereit zu Leid und Seligkeit. Ich weiche nicht mehr aus, ich verhülle mich nicht mehr. Man hat mich entbunden und ich schlage die Augen auf das Kommende. Und ich bete nichts anderes als dieses: Gott, gib mir, daß ich ein Mensch werde, bevor ich sterbe!"

Gib, großer Gott, auch mir, daß ich ein Mensch werde, ein gläubiger Mensch, damit ich in Dir lebe und dermaleinst selig heimgehe über die Grenze ins ewige Vaterhaus. Dazu hilf uns großer Gott, und gib uns allen Deinen Segen auf den Weg über die Grenze auch in das neue Jahr. S. Sdl.

Gelückauf 1936!

Ans dr größtn Uebel — die U'gewißhät — hätt mr also glücklich wieder emol hinner uns, denn, — mir schtinne nu drinne, mit bede Baa, mit offene Mägn, un wachen Sinne — in neie Gahr! — Gelück auf! —

Gelück auf? Dr Pfarrer-rumpel ma' wissen, was 's uns wieder zesamm' bringe ward. — Nu, dos warn mir schließlich noch früh genug ze wissen kriegn — un in Laaf dr Zeit. Nocherst — un dann erscht verluhnt sichs ah, e Wörtl dorüber ze redn, — ihe wär'sch wuhl vrführt un zwadlus! — Bangeln un Schwarzjahe hieß doch lediglich nār, dos abn erscht su „zefriedn tutgeredte Uebel“ ofs neie an de Wand ze moln. Dos wolln mr aber lieber unnerlassen, sei mr doch nu leztin End's ah schu gemüht genug worn, um net „schu“ wieder abzefange mit Trudeln! —

Un wenn mr zah'mol trübe Erfahrungen hinner uns hobn, — wenn mr ah in de Innernacht manichs Garschtige, U'hamliche trameln, — mit Unken un Gammern is erschtens nischd u'geschehe ze machn — un zwätns nischd, aber ah garnischd ze gewinne! — Suwos macht en nār koppjscheu, ängstlich un hiefällig — un dos fa faner wöln! —

Unnere „gehäufelt volle“ Schüssel Topptlies — un unnern an sich wuhlverdientn Schweinebraten mit Leppelkompott wöln

mr uns ze Reigahr nett salber vrwassern, — schmecken föll'r uns, doß de Gusch troppt un su schtärkn, doß mr in Shtand wārn, en ganzen Tanzsaal leerzefeg'n! Un domiet „Gelück auf!“ —

Nu komm' uns näher, du neubadenes, schienes Gungel, begrüßt hobn mr diech schu an Silvester, — du wäßt, doß du uns willkommen bist, denn off dei Erscheine hie is mannicher Plan geschmid't, manniche Hoffning geseht worn, — mach se sei nett zenichte! —



Guck ah, — mir hobn doch alle unnere mehr oder weniger grußn Wieding un Weh'wehle — un sei a fei bissel neugierig — un lunt'n an dir rim, ob's de en gutn Blick an dir hast, dan mr vrtreue ka. — Gottlob, de hast ne! — Dos is aber ah, — mr könnt fast neidisch war'n, — aans dr harrlichsten Dinge miet, die's gibt, — su e raner Rinnerblick, — dodrauf lassn sich Häuser baue! —

Su seß' dich halt ah e bissel miet ra an unnern bescheidene Tiesch — un namm vrlieb mit dan Wening, wos mr dir bietn könne — un kost emol miet, wie dos Zeig zesamm schmedt, wos mr unner dein Wirgänger gearnt't hobn!

's ward dr ichu, trotz dr Blachlöffeln, schmecken, — unner Silber ruht namlich noch in Schoß dr Mutter Ard, — aber, mir hofens ah, doß mr noch emol, — drubn, — alle von silberne Tälern warn assen könne! — Dos ward dort natürlich e Tafel sei, wie in Honeratorschüßel, wu mr weder in Bootschern noch in Hem'ärmeln dra sign ka, — do ward Benammichetät, e Schtiehfrogn un e Gaserlagel vonnöten sei! — Aber als gute Lehres'n, die mir ichu meitog warn — un ah bleibn, — ward mr flech dan erforderlichen Schliff wuhl bal' obguckn! —

Eh'ste dir nu e Pfeif ah-brinnst, — du denkst wuhl ah ichu: wie de Alten lunge, zweitichern de Gunge, — sei Dir gesagt, doß dos sei shtartr Tobak is! — Trink lieber erscht noch en Schluck off unner gemeinsames Wohl, von unnern silberklar'n, raanen Gebirgswasser, — off doß 's su weiterrieheln mög', zen Segn für uns alle! — Gelück auf! —

Un nu: fröhlich ins Geschirr! — Mitsamt unnerer u'behol-fene Zung — net „hott“ un „hüh“ — sonnern geroadeaus die pflichtmäßige Furch gezogen! — Laß ruhig e paar Krahe im Acker

rimschreie — un ruhig mannich Stanel in Wag liegn, — dos schmeißn mr off de Seit, — unner Pflug soll nett virzeitig schar-tig war'n! — Dos Gefrächs aber, — überhörn mr! —

Un wenn uns Schturm un Watter ze schaffen machn, — de liebe Sonn, die ah hinnern Wolkn schar-t is, ward uns doch fieghaft wieder scheine — un unnere Saat keime, wachsn un reifn

läßn! — Dann welln mr emol sah, — wenn mr su racht Hand in Hand ginne, ob's uns net gelückt! — Mir hob'n e feste Zu-vrsicht, e treues Harz — un e scharke Hand — selbst wenn de Welt voll Teifeln wär — „su“ muß 's uns gelinge — un domiet: „Gelück auf, 1936!“

M. Dejer.

Schinnerhannes /

Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten

Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder: Foto Vogt

(8. Fortsetzung.)

Auf der Hasenmühle aber erwartete den Schinnerhannes an diesem Abend etwas ganz Schreckliches. Zulchen war vor Aufregung krank geworden und hielt ein zu früh geborenes Kindlein tot im Arme. Und heulte und weinte, wie jede Mutter es in ähnlicher Lage tut. Da gab's zum ersten Male dem Schinnerhannes einen Riß in sein Selbstbewußtsein, daß er dastand und ebenfalls weinte. Seine Kumpane aber verdrückten sich und schüttelten die Köpfe, daß ein Schinnerhannes weinen könne. — —

Aber der Hannes konnte nicht lange trauern und wehleidig sein. In Kleinrohrheim war Kirchweih und Hannes liebte nichts mehr als die Kirchweih-Unterhaltungen. Mit vier Kumpanen zog er los, um sich mal wieder richtig auszutoben. Ganz adrett waren die Burschen anzuschauen, die Mädchen aus der ganzen Umgebung waren mit ihren Schätzen gekommen, um zu tanzen und froh zu sein. Aber es waren auch viele Soldaten aus Mainz da. Was schierte das den Hannes, wer mochte ihn wohl hier kennen. Und schließlich hatte man ja auch seine Fäuste und Pistolen. In der „Wirtschaft zur Maus“ war Tanz. Die Stimmung war schon weit fortgeschritten. Als die fünf Kumpane in den Tanzsaal traten, hatten sie gar bald mit lachenden Blicken die Augen der Mädchen auf sich gezogen. Ach, da hinten sah ja auch die Gret von Kleinrohrheim, die der Hannes kannte. „P'ft, p'ft“, raunte er ihr zu, damit sie den Mund halte und nicht verrate, daß der Schinnerhannes hier sei. Der Wirt nahte sich und meinte pfißig schlau: „Könnt' ruhig hier bleiben, es geschieht euch nichts, der Schinnerhannes ist bei uns gut aufgehoben.“ Da kannte man ihn also doch in Kleinrohrheim. Was schierte das den Schinnerhannes. Er nahm das Gretchen um die Taille und schwenkte es im lustigen Tanze. Man setzte sich an einen Tisch in den Hintergrund. Auf alle Fälle legte der Hannes seine Pistole vor sich auf den Tisch. Mochte ihn nun kennen, wer wolle, hier lag das Schießesien. Wer Lust hat, bitte.

Der feiche Unteroffizier hat ein gar gewaltiges Auge auf die Gret, aber die kennt nur mehr den Schinnerhannes, den berühmten Räuber. Da muß man der Dirn mal zeigen, was ein Soldat für Courage hat. Der Herr Unteroffizier geht an den Tisch des Hannes und nimmt ganz einfach die Pistole weg, die der vor sich hingelegt hat. Waffen zu tragen, ist nur das Recht der Soldaten, denkt der Unteroffizier. Der Hannes ist ein höflicher Mann, wenn Damen dabei sind. Er steht auf und ersucht den Herrn Unteroffizier sehr freundlich, ihm seine Pistole wiederzugeben. Da ist der Herr Soldat etwas perplex vor soviel Höflichkeit. „Erst zahl' eine Pulle Wein, Herr Nachbar, dann sollst du deinen Schießprügel wiederhaben.“

Da zeigte sich die kleine Unmutsfalte mitten in der Stirn des Schinnerhannes. „Meine Pistole her!“ Der Korporal schreit großspurig: „Erst ne Pulle Wein her!“ Da springt der Schinnerhannes vor, greift mit der einen Hand nach dem Hals des Korporals, mit der anderen nach seiner Pistole, und eins, zwei, drei lag der Herr Unteroffizier am Boden. Der sagte kein Wort, stand auf und ging aus dem Saal. Alles freute sich über das rasche Zupacken des fremden Herrn, der so fein aussah und doch so kräftig und energisch war. Der Korporal aber ging oben in ein Nebenzimmer, wo ein Duzend Soldaten seiner Kompanie zechten, und forderte sie auf, den frechen Burschen im Tanzsaal zu züchtigen. Mit Hallo waren die Soldaten dabei.

Mit Geschrei drangen sie in den Tanzsaal ein, um den Hannes zu verprügeln. Der stand mit seinen vier Kumpanen gegen die Uebermacht, die die Säbel blank gezogen hatten. Ein ungeheures Geschrei hub im Tanzsaal an. Die Mädchen brüllten vor Angst, die Burschen sahen interessiert dem Schauspiel zu, ohne Partei zu ergreifen. Nur der Sohn des Wirtes hielt es für seine Pflicht, den Soldaten beizustehen und den Schinnerhannes und seine Kumpane aufzufordern, das Lokal zu verlassen.

Der Schinnerhannes stand da breitspurig, hatte einen Stuhl in der Hand. Rechts und links schückten ihn seine Kumpane. Beängstigende Ruhe vor dem Sturm. Funkelnd spricht der Hannes: „Hier steht der Schinnerhannes und weicht nicht.“ Ein einziger Schrei durchhallt den Tanzsaal: „Der Schinnerhannes ist da, der Schinnerhannes ist da!“ Selbst den Soldaten fuhr nun ein gelinder Schrecken in die Knochen, aber nun mußten sie erst recht die Kerle überrumpeln und dingfest machen. Aber kaum überlegt, hatte der Hannes einen kurzen Pfiff getan und blüßschnell hieb man mit den Stühlen auf die Soldaten los, daß die gar keine Zeit mehr hatten, ihre Säbel zu heben. Und eins, zwei, drei, war das Militär aus dem Tanzsaal draußen. Der Hannes aber ließ einen Tusch spielen und tanzte mit der Gret unter dem Hallo der Anwesenden einen Solowalzer, als ob nichts geschehen wäre.

Da waren auch schon wieder die Soldaten. So leicht sollte es der Schinnerhannes doch nicht haben. Jetzt wurde es ernst. Der Schinnerhannes sah es. Jetzt heißt es, sich dünne machen. Rasche Verständigung mit den Kumpanen. Blüßschnell hauen die ein paar Fenster ein und springen auf die Straße. Der Schinnerhannes deckt den Rückzug. Der Sohn des Wirtes bekommt Mut und stürmt auf den Hannes; der haut ihm mit dem Stuhl eine herunter, daß er blutüberströmt zusammenbricht. Die Soldaten drängen um den Hannes, decken die Fenster ab, daß der Schinnerhannes nicht durch kann. Gut, dann geht der eben durch die Türe. Mit einem wahren Tigersatz springt Hannes auf einen Soldaten, der da mit einer Flinte an der Türe steht, reißt ihm die Flinte aus der Hand und entweicht. Die Soldaten fluchend nach. Was ist das, der Hannadamm wird dort von einem Soldaten überwältigt, Blut rinnt dem Hannadamm von der Stirn, er schreit um Hilfe. Mit ein paar Sägen ist der Hannes dabei und wirft den Soldaten zu Boden. Dort vorne ist der Balzer in Not. Zwei Soldaten haben ihn umringt, aber der Balzer weiß sich zu helfen; ehe Hannes herankommt, hat er dem einen Soldaten den Säbel aus der Hand gedreht und ihm mit wuchtigem Hieb den Schädel gespalten. Da entfliehen die Soldaten, wie vor dem bösen Feind. Für Hannes und seine Kumpane war es aber auch höchste Zeit, zu verschwinden; denn das ganze Dorf kam nun anmarschiert. Böse zugerichtet gelangten die Kerle in ihrem Schlupfwinkel auf der Hasenmühle an. —

Nun wollten sie etwas südwärts ziehen, ins Badische, bis hier oben die Luft etwas sauberer war. Zulchen nahm den Krämerladen um den Hals und ging hausieren, Schinnerhannes und seine Bande zogen ab. In Woogshausen im Badischen wollten sie sich treffen.

Als sie so durch den Schwarzwald zogen, ertönte plötzlich ein Pfiff. Zu gleicher Zeit sprangen verwegene Gestalten mit vorgehaltenen Flinten und Pistolen vor und forderten zur Uebergabe auf. Das geht nicht so rasch, meint der Schinner-

hannes, und springt den Anführer der Bande an. Ein heftiges Ringen entsteht. Der Hannes brüllt: „Der Teufel soll dich holen, wenn du meinst, den Schinnerhannes klein kriegen zu können!“ — „Der Schinnerhannes, der Schinnerhannes, ja, das ist halt Pech, da sind wir ja Species. Na ja, kann vorkommen, wo man noch nicht beisammen war und sich nur vom Hören-jagen kennt.“ Der Schinnerhannes mit seinen vier Leuten war in die Hände der Schwarzwaldbande unter der Führung des schönen Wilhelm gekommen. Leider, ein Kumpane des schönen Philipp hatte ein Loch im Kopf, das nicht mehr zu flicken war. Man grub ihm ein Grab im Waldboden. Räuberschicksal. Man schloß sich der Bande an, um einige „Berrichtungen“ mitzumachen. In Heidelberg erstand der Schinnerhannes einige Pistolen. Nun ging es gen Walldorf, um dort einen reichen Mann zu schröpfen. Aber kaum sind sie am Ort, da geht ein Trommeln los. Verwünscht, da sind Truppen drinnen. Weg davon. Man hält Kriegsrat. Ein jüdischer Kumpen der Schwarzwaldbande weiß einen Glaubensgenossen im nahen Baiertal, der es wert wäre, geschröpft zu werden. Rasch voran, damit wenigstens das heute nacht noch gelingt. Man haut einen Baum um und geht dann ins Baiertal zum Händler Feist. Mit dem Rammbaum war die Arbeit bald getan. Große Mengen von Silbergeschirr wurden erbeutet. Schinnerhannes schleppte allein für sich einen großen Sack mit. Nun Vorsicht; denn es wird Tag. Man teilt sich.

Was ist da nur in der Gegend los?! Ueberall in der Ferne sieht man Bauern mit Senen und Dreschlegeln. Verdammt, die scheinen sich wehren zu wollen. Da hinten kommt ein ganzer Trupp, ein paar Duzend. Da wird es Zeit zu fliehen. Schinnerhannes rennt mit seinen drei Genossen los. Zum Teufel, da vorne kommt ebenfalls eine Truppe Bauern. Da scheint man in einen schönen Hexenkessel geraten zu sein. Nun im Sturm-schritt los. Die Beute hindert. Weg damit, das Leben ist eben kostbarer als das Silbergeschirr. Die Bauern nehmen die Verfolgung auf. Von den Kirchtürmen läutet es Sturm. Man merkt es halt doch, daß hier kein Schinnerhannes herrscht. So etwas käme an der Nahe nun doch nicht vor. Marsch, marsch. Hohes Gras schlägt hinter den Fliehenden zusammen. Hier kann man sich ja fein verstecken. Zwei von der Schwarzwaldbande verkriechen sich im hohen Gras. Der Schinnerhannes und der Blum aber halten sich erst im Wald auf einem hohen, dicht-belaubten Baum für sicher. Von da oben kann man alles über-schauen. Die Bauern schwärmen aus in dem hohen Gras und jetzt haben sie auch die zwei Schwarzwälder erwischt, binden und knebeln sie und suchen weiter. Jetzt kommen sie auch an den Wald. Aber den Hannes und den Anderen da oben erwischen sie nicht. Aber am Baum nebenan knüpfen sie die zwei Kumpane auf. Ein verdammt unangenehmes Gefühl, da oben zu sitzen und zusehen zu müssen, wie man die Kollegen kaum ein paar Meter daneben aufhängt. Das ist ja eine furchtbar rasche Justiz bei diesen badi-schen Bauern. An der Nahe hängt man niemand so rasch, da muß erst der Prozeß gemacht werden. In-zwischen kann noch manches passieren. Eine üble Gegend hier im Badi-schen.

Des Nachts erst stiegen die beiden herunter und machten sich ganz vorsichtig nach Woogshausen auf, wo Hannes sein Zulchen treffen wollte. Aber Vorsicht, nicht in die Wirtsstube gehen. Man hoßt oben auf dem Speicher. Zulchen ist froh, daß der Hannes wieder bei ihr ist. Noch ein paar Mitglieder der Bande sind da. Auch einige Frauenzimmer.

Plötzlich Trommelgewirbel. Was ist da los? Man schaut zur Dachluke hinaus. Pälzische Jäger haben das Haus um-zingelt und suchen schon wieder alles ab. Ruhe auf dem Speicher. Hannes hält es für angebracht, seinen kostbaren Leib tief ins Heu hinein zu verkriechen. Und richtig, wenige Minuten später wird die Tür aufgerissen und die ganze Gesellschaft, so an ein Duzend Frauens- und Mannspersonen hat man verhaftet. Der Hannes aber sahen sie nicht. Ein Soldat stach zwar mit der Heugabel im Heu herum, aber er stieß nur dem Hannes ins Gesicht. Der biß die Zähne zusammen. Dann verschwanden die Soldaten mit ihren Gefangenen. Des Nachts verduftete sich

der Hannes schleunigst aus dem ungastlichen Lande. Um sein Zulchen war ihm nicht bange. Die würde mit den Soldaten schon fertig werden.

Und richtig in Michelstadt, an einem verabredeten Orte traf man sich fröhlich wieder. Zulchen hatte die Soldaten alle nährlich gemacht und war dann auf einmal ausgeschlitt. Nun aber wieder hinüber an die Nahe, wo man unumschränkter Herr war. Hier im Badi-schen und Württembergischen wurde die Lust zu dick.

Schinnerhannes und Zulchen marschieren auf der Rückseite zur Nahe die Straße gen Kaiserslautern zu. Sie haben sich von der Kumpanei getrennt, damit sie nicht so auffallen. Zulchen hat sich wieder in ein entzündendes Jägerkostüm gesteckt. In der Gegend von Landstuhl sehen die Beiden, in einem Wiesen-tälchen, ein noble Kutsche stehen mit zwei Pferden. Interessiert schaut der Pferdefeuer und Liebhaber Schinnerhannes zu. — Welch ein Leichtsin, so ohne Aufsicht die Pferde und den Wagen an der Straße stehen zu lassen. Wo mögen die Besitzer sein? — Schinnerhannes schaut sich um.

— Ach ja, dort oben am Waldrand schäkert es. Französische Laute. Ein Liebespärchen. Ach, wie nett. Nicht weit davon schläft der Kutcher. Sollten ihre Hochzeitsreise nach Paris zu Fuß machen, das ist viel gesünder. —

Rasch ergreift der Schinnerhannes die Zügel der Pferde, Zulchen springt auf den Wagen und los geht's gen Kaisers-lautern zu. Das ist doch eine andere Sache, als zu Fuß nach der Nahe zu marschieren. Bei Kindsbach treffen sie einen Bauer, der da am Wegrand arbeitet. Der schaut interessiert nach dem Wagen. Den hat er doch vor Stunden in entgegengesetzter Richtung fahren sehen. „Hallo, schon widder zurück?“ fragt er neugierig. Setzt vorsicht, Hannes und Zulchen.

Hannes hält, springt ab, gibt dem Bauern die Hand. Der fühlt sich geehrt. „Wetter, da trinkt einen guten Schnaps, habt ihn verdient, der hält Leib und Seel zusammen.“ Und Schinnerhannes reicht dem Bauern seine Flasche. Gierig trinkt der Bauer und fällt sofort in einen tiefen Schlaf.

— So, den wird man nun aufladen und irgendwo in der Einsamkeit absetzen, bis man über alle Berge ist. So ein alter Schwager kann nur Schaden und die Gensdarmen auf die Spur bringen. —

Man packt den schlafenden Bauern in den feinen Reisemantel, den der Franzose im Wagen liegen ließ.

Hannes schnalzte mit der Zunge. War doch ein ganz anderes Handwerk in der Pfalz und an der Nahe, als bei den Baden-sern und Hessen da drüben. War ein ganz anderer Anfang wieder. Hannes wurde frech. Er wußte, daß das Unternehmen da nicht schief gehen könne. Und so ließ er lustig die Pferde nach Kaiserslautern traben. Im vornehmen Gasthaus zum „Schwanen“ läßt er halten. Ehrfurchtsvoll naht der Wirt. — Ein ganz vornehmer Gast, nach dem Kutcher und Kammerdiener zu schließen. — Hannes nimmt den Wirt beiseite. „Herr Wirt, Sie haben sicher Verständnis für die Lage. Mein Herr, Prinz Haarkron von Norwegen ist — sagen wir es gerade heraus — total besoffen. Das kann dem anständigsten Menschen vor-kommen. Richten Sie ein vornehmes Zimmer, damit er seinen Rausch ausschlafen kann!“

Man hob den schnarchenden Bauern aus dem Wagen. Vor-jorglich zog Schinnerhannes die Kapuze dem Armen über das Gesicht. Der Kellner schmunzelte. — Kann jeden vorkommen und man fühlt sich so als gleichberechtigter Mensch, wenn man hohe Herrschaften in ähnlicher Lage sieht, als man selbst schon war. — Bald hat man den Bauer im leinenen Bett unterge-bracht. Der sägte dort einen Eter Holz nach dem andern.

Schinnerhannes nimmt den Wirt beiseite: „Lassen sie bitte den ersten Zuveller von Kaiserslautern kommen; könig-liche Hoheit wollen einige wertvolle Sachen kaufen.“ Bald war der Zuveller, freudiger Erwartung voll, eingetroffen. Man ging zu seiner Hoheit Zimmer. Leise trat man ein. Der Bauer schnarchte noch immer. „Leider müssen wir noch etwas warten. Hoheit ist etwas menschliches passiert, kann ja jedem vor-kommen.“

(Fortsetzung folgt)

Unner Scheibnbarger Butngustl

45 Jahre Botenfrau Scheibenberg—Annaberg.

„Unner Scheibnbarger Butngustel fährt nimmeh off Annabarg!“ durchheile am Tage vor dem Heiligen Abend die Kunde unser Bergstädtchen. Mit Wehmut und Freude gemischte Stimmungen klangen in diesen Worten wieder; ging doch — mit Ausnahme einer 2jährigen Unterbrechung, während der ihr Sohn die Botengeschäfte führte — unser „Gustl“ wie ein Angehöriges nunmehr 45 lange Jahre in vielen Familien ein und aus, um Tausende und Abertausende heimlicher Wünsche, Wege und Geschäfte zu erledigen, und dies mit einer so unverdrossenen und unbefangenen-herzlichen Art, daß der ganze Ort mit diesem fleißigen und wackeren Urgroßmütterle festlich verwuchs. Wer hätte ihre treuherzig-polternde Art, ähnlich der des guten Weihnachtsmannes, im gegenseitigen Verkehr missen mögen! Ihr war es erlaubt, ohne übelgenommen zu werden, im Auto mitfahrende oder auf der Straße ihr begegnende Bekannte aller Kreise in altväterlicher Weise um Hilfe beim Ein- und Aussteigen wie beim Mittragen ihrer oft großen Lasten anzugehen! Man schätzte ihren unermüdlichen Eifer! Denn fast täglich zwischen 6 und 7 Uhr abends konnte man sie im Städtchen irgendwo treffen: treppauf-, treppabsteigend oder in einem Hausflur ihre kleinen und großen Schätze aus ihrem alten treuen Tragkorb herausstrahlend oder auch, etwas in sich hineinbrummend, die Straße oder das Gäßchen dahinstapfend! Wieviele mögen in ihrem schlichten, nahezu 100jährigen, von ihrem Vater erworbenen Geburtshause oben an der Schießhausstraße neben dem Schützenhause ein- u. ausgegangen sein, um sie in irgendeiner Angelegenheit in ihrem Großmütterchenstübchen, rechts zu ebener Erde, zu sprechen. Nahezu 82 Jahre wohnt sie selbst nun in diesem ihrem bescheidenen Anwesen, wo sie als eine kleine Auguste Seidler am 16. September 1854 in schlimmen Hungerjahren zur Welt kam und von ihrer Mutter, einer geborenen Sturm, und ihren Großeltern Chregott und Concordia Seidler im Kreise weiterer 5 Geschwister recht und schlicht aufgezogen wurde, während ihr Vater Karl Friedrich, ein ehrbarer Handelsmann, oft 6 bis 7 Wochen mit seinem Hundegerirr unterwegs war, um in Dresden, Pirna, Freiberg und anderen Orten seine Eisenwaren (Nägel, Schaufeln, Krauthacken u. a.) zu vertreiben. In ferne, längst vergangene Zeiten reichen ihre Kindheitserinnerungen zurück, zu denen auch gehört, wie in

ihrem 4. Lebensjahr (1858) ihr heimkehrender Vater ihr sein großes Erlebnis von der Eröffnung der ersten erzgebirgischen Eisenbahnlinie Zwickau—Schwarzenberg begreiflich zu machen sucht. Noch klingen ihr die Weisen des Postillions in den Ohren, die das Geratter der 4spännigen, 6sitzigen Postkutsche auf ihrer Fahrt von Annaberg nach Schwarzenberg oder von Elterlein nach Oberwiesenthal und zurück beim Durchfahren des Bergstädtchens begleiten.

Kleine Begebenheiten mit geschnittenen Gänsefiedern bei ihrem Lehrer Adolf Franke und eine schlimme Scharlachkrankung mit nachfolgender Schwächung der Sehkraft bewegen ihre Kinderseele. Helle Winterfreuden, hervorgerufen durch haushohe Schneewehen, in die der Sturm-Großvater Stufen bauen muß, damit die Sturm-Großmutter mit der Gießkanne Kaffeewasser durchs Fenster des oberen Stockes bringen kann, beschäftigen das kleine Herz, das besondere Lust empfindet, wenn die städtischen Schneetrampeler, 6 Mann nebeneinander, gassen- und straßenweise bis zum „Ändschel“, „Kalkofen“ und „Fiskalischen Steinbruch“ breite Wege in die tiefen Schneemassen bahnen.

Fest im Gedächtnis ruht das alljährliche Erlebnis des Vieh austreibens am 1. Mai: Das Horn des Gemeindevorstandes ertönt durch den stillen Ort! Aus Gassen und Gäßchen sammelt sich das an Hals und Kopf mit Kränzen und Blumen geschmückte Vieh, das unter „Ho, ho, ho“ den Weideplätzen des noch kahlen Scheibnberger Hübels und der Crottendorfer Heide zustrebt! Feuergefahr bedroht das Schießhaus! Aber die Not wird gebannt! Ein Freund der Familie, der Posamentier Büchelmann, hat den „Feieriegn“ gesprochen, wie er dem „Gettel“ (Henriette), der Schwester, gegenüber äußert. Beim Nähen von „Bändeln“ in Form von Rachen, Doppelzacken und „Licht und Schatten“ (zweifarbige



Gustel beim Ausbruch zum Bolcendienst.

Gustels Vater- und Wohnhaus.
(Photo: Langer-Scheibenberg.)

zur Einfassung von Fenstervorhängen und Hemden vergeht der Alltag, der die junge kräftige Gestalt als Dienstmädchen in der Scheibnberger Apotheke sieht und der tätigen Frau in steter Sorge um ihren gebrechlichen Mann oft schwere Aufgaben stellt. Miskernten verteuern das Brot, und die mit gequellten Kartoffeln gestreckte Butter muß bisweilen der in Heringslauge schmachhaft gemachten Kartoffelspeise weichen. Unterdessen schmiedet draußen in deutschen Landen Bismarck mit gewaltigen

Hammer schlägen das deutsche Kaiserreich. Fahrrad, elektr. Telefon, Dynamomaschine und elektr. Straßenbahn, elektr. Beleuchtung, Auto und Gasglühlicht werden erfunden. Livingstone, Stanley und Nachtigall durchforschen den dunklen Erdteil, Fridtjof Nansen den Nordpol. Das erste Kabel zwischen Europa und Amerika, Suez- und Panamakanal, Gotthardtunnel und sibirische Bahn entstehen; Weltpostverein, deutsche Arbeiterschutzgesetze und deutsche Kolonien werden ins Leben gerufen.

Gewaltige Umwälzungen auf allen Gebieten finden statt, verwirren wohl bisweilen die Geister und machen verständlich, wenn ein gutgläubiges Frauengemüt dem Märchen eines Witzboldes Glauben schenkt, die gewaltigen Schneefälle eines Winters seien darauf zurückzuführen, daß Nansen bei seiner Nordpolfahrt an der Erdoberfläche herumgedreht habe.

Im Bergstädtchen Scheibenberg aber treibt der im jetzigen Spritzenhause wohnende „Heidengeist“ als Nachtwächter sein Wesen. Die Zahl der von ihm nach seinen Aussagen bereisten Länder ist so groß, daß er „zweimal auf der Erde gewesen sein“ muß. — Bürgermeister Regler nimmt die Geschicke des kleinen Ortes in seine tatkräftigen Hände, und so kommt auch die Zeit, wo unser „Butngustl“ am 20. März 1888, noch im Zeichen der gelben Postkutsche, zum ersten Male mit ihrem nunmehr 27 Jahre verstorbenen Hermann Gustav Weißflog, den Truhnenwagen an der Hand, ihren ersten Botengang nach Annaberg antritt. Es ist nicht leicht, mit dem seinerzeit noch tätigen „Butnhermann“ (Fritsch) in Wettbewerb zu treten. Kleine Konkurrenzmißstimmigkeiten mit der „Schreyer-Gustl“, seiner Frau, die nach dem Tode ihres Mannes den Botendienst neben der „Weißflog-Gustl“ weiterführt, bleiben nicht aus, finden aber hin und wieder Ausgleich, wie anlässlich des ersten Bergfestes 1903, wo die beiden sich anfänglich etwas „preußisch“ gefinnten Botenfrauen schließlich friedlich in Festzuge mit ihren Tragkörben nebeneinander hermarschieren.

Trotz alledem geht es rüstig jeden Tag um 3 Uhr nachmittags „off Annaberg“ und, da die Annaberger Geschäfte bis um 8 und 9 Uhr offen sind, oft erst nach 10 Uhr abends heimwärts! Winters, bei hohem Schnee, gewährt die Schlettaufer Botenfrau Nachtlager.

Schwierigkeiten bleiben auch nicht aus, als mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Schwarzenberg-Annaberg am 1. Dezember 1889 gewiß eine große Erleichterung des Botendienstes eintritt. Mit Grauen denkt „Gustl“ heute noch an jene furchtbare Winternacht, in der es sich zufolge Ausbleibens des Zuges wegen gewaltiger Schneefälle und Verwehungen mit dem Schreyer-Gustl ½ 11 Uhr nachts von Buchholz aufmacht und erst 3 Uhr nachts mit vollständig durchnässten und steifgefrorenen Unterkleidern, wie im „Reisrock“, in Scheibenberg ankommt.

Der 2. Mai 1930 bringt dann die erste Fahrt im Postauto mit dem „zerdrückten Lampenschirm“, der aus eigener Tasche bezahlt werden muß, und so manch andere ernste, aber auch heitere

Begebenheit, die unser „Gustl“ auf der Fahrt oder in Annaberg im „Café Meyer“ oder „Karlsbad“ im Kreise ihrer Berufskameraden und -kameradinnen erlebt.

„Nun ist alles wie ein Traum verflogen!“, sind die letzten Worte „unseres Butngustl“ im Gespräch mit mir. Und dabei langt es eine blaue Haube mit lilaeem Besatz aus der Kommode, aus ripsartigem Stoff gefertigt und mit Watte ausgelegt! Ein heiliges Andenken an die Zeit vor 50 Jahren! Im Glaschrank verwahrt, steht eine Reihe von Fläschchen und Päckchen: „Billige Arzneien vom guten Doktor für das Herz, das nicht mehr recht mitmachen will!“

Der alte Röhrenofen wirft seine milde Wärme ins Großmutterstübchen und hält den einfachen Kaffee warm, dem wir bei einem Stückchen Weihnachtsstollen zusprechen! Dabei blickt Urgroßmutter Weißflog mit zwei verschmigten Augen hinter ihrer Brille vor. Ihre Blicke gehen in die Ferne, in vergangene Zeiten, wo sie, ein Mädel im langen, weiten Rock und in Lederpantoffeln, ihre hochbetagten Großeltern väterlicherseits mit 91 und 82 Jahren, mütterlicherseits mit 91 und 76 Jahren sowie ihre junge 42jährige Mutter verlor und später als rüstige Frau ihren Lebensgefährten und ihren greisen Vater mit 80 Jahren dahinscheiden sah! Hämmern im anliegenden Stübchen weckt uns beide aus unseren Gedanken! Eins der 11 Kinder ihres einzigen Sohnes, ein Enkel, geht drüben seiner frohen Arbeit als ehrfamer Schuhmachermeister nach, während dessen Söhnlein, eins ihrer 11 Urenkel, oben auf dem Boden „Reiterpferdchen“ spielt.

So sehe ich sie als 82jährige Urahne eines erbgesunden Geschlechtes von zurzeit 23 Nachkommen ehrbarer, frommer Bauern, Handwerker und Kaufleute vor mir, Erinnerungen aus längst vergangener Zeit bei sich tragend, geistig und körperlich noch rege, Vertreterin eines mit zunehmender Verkehrsentwicklung wahrscheinlich untergehenden Berufes! Möge Gott ihr nach vielen, vielen rastlosen Jahren einen recht langen und heiteren Lebensabend im Kreise ihrer Kinder und Kindeskinde geben! Das werden ihr alle wünschen, die mit ihr zu tun hatten und sie ungern aus ihrer Umgebung scheiden sehen!

„Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich!
Ich wollt, ich hätte so gewußt,
Am Reck des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meiner Lebensarbeit haben!“

Dieses Wort Adalbert Chamisso's gilt wohl für niemand besser als für die Urgroßmutter Weißflog, für unser Botengustel, eine Erzgebirglerin von echtem Schrot und Korn aus der „guten, alten Zeit“!

Rudolf Meyer.

Erzgebirgische Schnorken Von Walter Schimm.

In Sachen des Vaters.

Offn Amtsgericht in Schtadtel wur wagn Erbschaftsregelung dr Schoffee-Lob aufgerufen. Dar 17gahrete Boß soog aus wie e Krautscheiß. Ene Gack hatt'r aa, wu de Aermeln en Bärtel Meter ze lang warn, in de Husn hatt noch gut e Mann Platz un en Hut hatt'r draufgerichtet, dar bis zur Nos' ging.

Dr Amtsrichter bloßet ne Lob aa: „Was erlauben Sie sich denn, in so einem Aufzug vor Gericht zu erscheinen?“

Zitternd langet dr Schoffee-Lob seine Wirtlodung hie un saht: „Brzeihing, Harr Amtsrichter, hier stieht's doch: „In Sachen des Vaters!““

De Telegraphie.

Dr Toffel-Seph war Telegraphenarbetr in Annaberg un mußte alle Doog ne Stund ze seiner Arbeitsstell laafn. Do dr Hämmerle-Meirer a in danalbn Ort off dr Meierei arbetn tat,

trof 'r emol offn Hämmerle-Meirer ne Toffel-Seph. Wie se ne Weil von alln möglichen gestrieten hattn, freget dr Meirer ne Seph: „Du, drklar mr doch emol, wie dos kimmt, daß de telegraphischen Depeßch'n su fix durch dr Luft schwirren — un daß, su bald ener an dan Apparatel drarüm hammert, de Antwort hiern eitritft. — „Ganz eesach“, saht dr Telegraphenarbetr, „dos is gerod esu, als wenn de en Hund off'n Schwanz trittst, dann bellt dar a gelei' mit'n Maul. Dos is dr ganze Telegraph!“

Wegen den Ferien!

In de gruñn Ferien gieht dr Kantr im Dorf spazieren. Unnerwags trifft 'r ne Henner-Schmied-Gung, dan 'r in seiner Klasse als Schüler hot. Dr Kurt guckt ne Kantr gruñ an, grüßt obr net. Dos verschnuppert ne Kantr un 'r freget ne Schmied-Gung: „Warum grüßt Du denn nicht?“ — „Harr Kantr, mr hobn doch iße Ferien!“ saht dr Gung un feiget üblich ganze Gesicht.

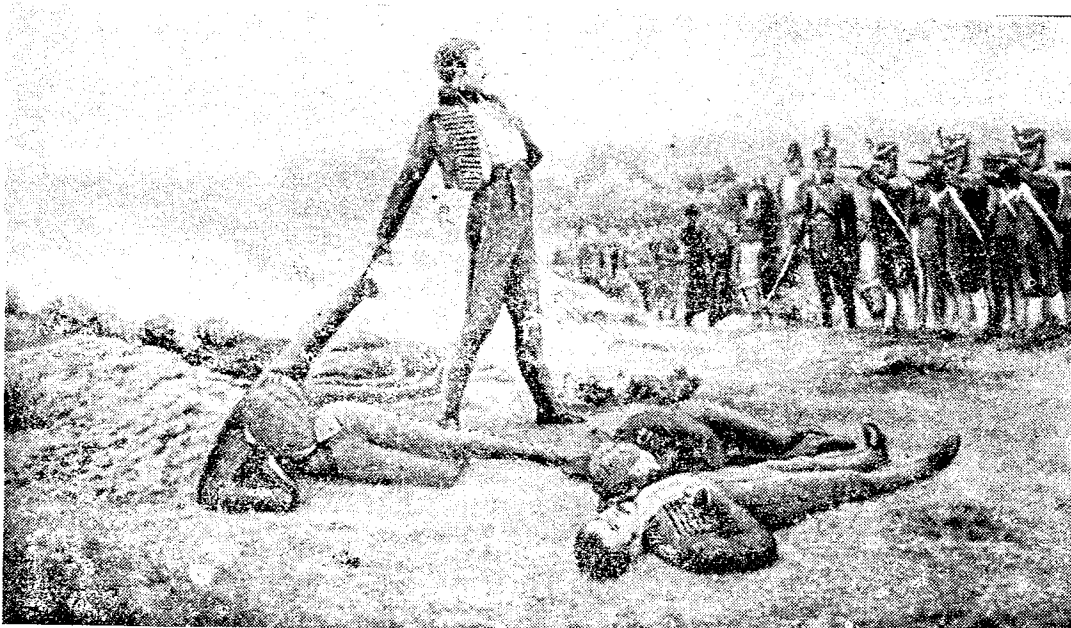
Das Christkind in der Kirche zu Scheibenberg,



das sind zwei weihnachtsrohe Bilder, die uns da zur Veröffentlichung in den Heimatblättern von Fr. Berta Hildegard Heisterbergst zugesandt wurden u. die uns ein Stück erzgebirgischer Weihnacht mit erleben lassen. Scheibenberg — die Stadt der Adventsspiele, die überall im Land durch die Rundfunkübertragung bekannt geworden ist, hat ihren Christtag ganz besonderer Art gehabt. Vor dem Altar der Heimatkirche sehen wir hier das Kindlein in der Krippe, sehen weiter Maria und Josef, die Engel — dargestellt von den Scheibenbergern selbst. Unsere Scheibenger wollten ja selbst um die Krippe des Christkindes leben. Deshalb trugen sie es am Christtage in die Kirche und stellten die Geschichte dar, wie sie zu Bethlehem einst geschehen war.



Bilder aus aller Welt



Elf Arbeitsdienstlager tragen ihre Namen

Die Reichsarbeitsführung hat angeordnet, daß elf Arbeitsdienstlager in Westdeutschland die Namen der elf Schillschen Offiziere tragen sollen, die in Wesel auf Befehl Napoleons erschossen wurden. Die Stadtverwaltung Wesel schenkte ihnen je drei Nachbildungen der bekannten Heringfischen Gemälde, die „Verkündung des Todesurteils“, den „Letzten Gang“ und die „Erhiebung“, die wir hier im Bilde zeigen.

(Selle-Enster, A.)

Bombardement von Dessie

Unser nebenstehendes Bild zeigt ein Haus in der Nähe des amerikanischen Hospitals, das nach der Bombardierung von Dessie in Brand geriet.

(Scherl Bilderdienst, A.)

